

8° E 73-113/68 113

ARCHIV
FÜR
KULTURGESCHICHTE

In Verbindung mit

Karl Acham, Günther Binding, Wolfgang Brückner, Kurt Düwell
Wolfgang Harms, Günter Johannes Henz, Gustav Adolf Lehmann

herausgegeben von

EGON BOSHOF

68. Band

1986



1986

BÖHLAU VERLAG KÖLN WIEN

— 53

ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE (AKG)

Begründet von Georg Steinhausen
Fortgeführt von Walter Goetz, Herbert Grundmann und Fritz Wagner

In Verbindung mit
Karl Acham, Günther Binding, Wolfgang Brückner, Kurt Düwell
Wolfgang Harms, Günter Johannes Henz, Gustav Adolf Lehmann

herausgegeben von
Egon Boshof

Der Jahresband umfaßt 2 Hefte (insgesamt ca. 500 Seiten).

Manuskripte sind, möglichst nach Anfrage, in druckfertigem Zustand, einseitig beschrieben, an Professor Dr. Egon Boshof, Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte der Universität, Innstr. 25, 8390 Passau, zu senden. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Verfasser tragen für ihre Beiträge die Verantwortung. Eine Verpflichtung zur Aufnahme von Entgegnungen besteht nicht. Die Zeitschrift veröffentlicht keine bereits anderweitig erschienenen Aufsätze.

Autorenkorrekturen gehen, soweit sie mehr als 10 % der Satzkosten eines Beitrags ausmachen, zu Lasten des Verfassers.

Sonderdrucke: Jeder Verfasser erhält kostenlos 20 Sonderdrucke seines Beitrags, weitere (höchstens 30) liefert der Verlag zum Preis von DM 0,15 je Seite. Sie sind vor Drucklegung zu bestellen.

Besprechungsexemplare sind an Prof. Dr. Egon Boshof zu senden (unter Beachtung der der „Kulturgeschichtlichen Umschau“ vorangestellten redaktionellen Hinweise). Für eine Besprechung bzw. Rücksendung unverlangt eingesandter Besprechungsstücke kann keine Gewähr geleistet werden.

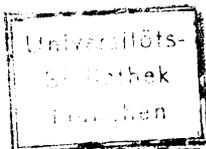
Werbeanzeigen und Beilagen besorgt der Verlag (Niehler Str. 272–274, D-5000 Köln 60).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigungen auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist die dafür nach Maßgabe des Gesamtvertrages zwischen der Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH, 6 Frankfurt/M., Großer Hirschgraben 17–21, und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., 5 Köln, Habsburgerring 2–12, vom 15. 7. 1970 zu zahlende Vergütung an die Inkassostelle zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der Inkassostelle, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Werte von DM 0,40 (bzw. DM 0,15) zu verwenden.

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Gesamtherstellung: Druckerei Locher GmbH, Köln

ISSN 0003-9233



Inhalt

Aufsätze

FRANZ-JOSEF JAKOBI, „Geschichtsbewußtsein“ in mittelalterlichen Gedenk-Aufzeichnungen	1
WILFRIED DOTZAUER, Die Ausformung der frühneuzeitlichen deutschen Thronerhebung. Stellenwert, Handlung und Zeremoniell unter dem Einfluß von Säkularisation und Reformation . . .	25
ARNO SEIFERT, Von der heiligen zur philosophischen Geschichte. Die Rationalisierung der universalhistorischen Erkenntnis im Zeitalter der Aufklärung.	81
HEINZ DUCHHARDT, Afrika und die deutschen Kolonialprojekte der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts	119
ECKHARDT HELLMUTH, Praktische Philosophie und Wirtschaftsgesinnung. Zur Reflexion über Wirtschaft, Erwerb und Gewinn im Deutschland des 18. Jahrhunderts	135
KARL H. METZ, The Social Chain of Respect. Zum Topos des sozialen Konservatismus und zur Entstehung des Gedankens der sozialen Verantwortung im Großbritannien der industriellen Revolution	151
ILONA OPELT, Puškin und die klassische Antike	185
DIETMAR PEIL, „Im selben Boot“. Variationen über ein metaphorisches Argument	269
HEINZ WOLTER, Intentionen und Herrscherbild in Einhards Vita Karoli Magni	295
HELMUT FELD, Die Totengräber des heiligen Franziskus von Assisi	319
PETER BLICKLE, Das göttliche Recht der Bauern und die göttliche Gerechtigkeit der Reformatoren	351

RUDOLF LENZ, „Ehestand, Wehestand, Süßbitter Standt“?
Betrachtungen zur Familie der Frühen Neuzeit 371

DIETRICH HARTH, Kritik der Geschichte im Namen des Lebens.
Zur Aktualität von Herders und Nietzsches geschichtstheoretischen
Schriften 407

HARTMUT LEHMANN, Anmerkungen zur Entmythologisierung
der Luthermythen 1883–1983 457

Miszellen

KLAUS SCHREINER, Von der Schwierigkeit, mittelalterliche
Mentalitäten kenntlich und verständlich zu machen. Bemerkungen
zu Dubys „Zeit der Kathedralen“ und „Drei Ordnungen“ für
deutschsprachige Leser 217

RUDOLF SCHIEFFER, „Priesterbild“, Reformpapsttum und Investiturstreit.
Methodische Anmerkungen zu einer Neuerscheinung
. 479

Nekrolog

THEODOR SCHIEDER (von Kurt Düwell) 233

Kulturgeschichtliche Umschau

Besprechungen 237, 495

„Im selben Boot“

Variationen über ein metaphorisches Argument¹

von Dietmar Peil

*Haec negotia quo modo se habeant, epistula ne ad te quidem narrare audeo. . . . ubicumque es, . . . in eadem es navi*². Mit diesen Worten leitet Cicero im Jahre 53 v. Chr. seinen Brief an den jungen Curio ein, von dem er sich eine positive Veränderung der politischen Verhältnisse erhofft. Was meint Cicero mit der metaphorischen Standortbestimmung *in eadem es navi*? Daß dieser Wendung, die wir als antike Ahnherrin unseres metaphorischen Arguments ‚im selben Boot‘ identifizieren dürfen, der Charakter einer sprichwörtlichen Redensart eignet, hat bereits Erasmus von Rotterdam erkannt und sie deshalb in seine Sprichwortsammlung ‚Adagia‘ aufgenommen und wie folgt kommentiert: *In eadem es navi dixit, pro eo, quod est: in communi periculo. Siquidem ad eos qui eodem vehuntur navigio, periculum naufragii communiter pertinet: neque magnopere refert, in prora sint, an in puppi, an carina, cum nihilo magis absint a discrimine*³. In ihrer Tendenz trifft diese Interpretation das Wesentliche; sie ist jedoch mißverständlich, wenn der historische Kontext außer

¹ Geringfügig geänderte und um den Anmerkungsteil ergänzte Münsteraner Antrittsvorlesung vom 25. 6. 1982. Ich gehe hier einem im Bildfeld vom Staatsschiff enthaltenen Gedanken weiter nach, den ich in meiner Habilitationsschrift ‚Untersuchungen zur Staats- Herrschaftsmetaphorik in literarischen Zeugnissen von der Antike bis zur Gegenwart‘ (Münstersche Mittelalter-Schriften Bd. 50) München 1983, nicht in der gewünschten Ausführlichkeit behandeln konnte (vgl. ebd. S. 821f.).

² Cicero, *Epistulae ad familiares*, 2 Bde., hg. von D. R. Sh. Bailey (Cambridge Classical Texts and Commentaries 16/17) Cambridge – London – New York – Melbourne 1977, Bd. 1, S. 109.

³ Erasmus von Rotterdam, *Adagia*, (ders., *Opera omnia*, hg. von J. Leclerc, Bd. 2, Leiden 1703, [Nachdr. Hildesheim 1961]), Sp. 410 A (II, 1. 10). Ähnlich äußert sich bereits Livius 44, 22. 12: *qui in eodem velut navigio participes sunt periculi* (zit. nach A. Otto, die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer, Leipzig 1890, S. 239).

acht bleibt⁴. Im Jahre 53 v. Chr. hält sich Curio als Proquaestor in der Provinz Asia auf, ist also, anders als Cicero, von den Wirren in Rom nicht unmittelbar und existentiell betroffen. Erst im Hinblick auf Curios spätere Rückkehr nach Rom könnte Ciceros Feststellung *in eadem es navi* als Warnung vor drohender Gefahr verstanden werden. Wichtiger als dieser eher privatistische Aspekt ist die allgemeine politische Situation. Im Bewußtsein der Gefährdung der römischen Republik und entsetzt über die Zerrüttung im Staat sucht Cicero nach Bundesgenossen, die ihm bei der Wiederherstellung der staatlichen Ordnung in seinem Sinne helfen könnten. Auch den jungen Curio, der sich im Jahre 59. v. Chr. als ein erbitterter Gegner Caesars erwiesen hatte, hält Cicero für jemanden, *qui sit rem publicam adflictam et oppressam miseris temporibus ac perditis moribus in veterem dignitatem et libertatem vindicaturus*⁵. Diese Vorschlußlorbeeren am Ende des Briefes rücken die Wendung *in eadem es navi* in ein anderes Licht. Die damit verbundene Warnung vor persönlicher Gefahr ist für Curio erst relevant, wenn er dieselbe politische Position wie Cicero beziehen sollte. Die Feststellung *in eadem es navi* ist eher ein indirekter Appell, mit dem Cicero die eigene Betroffenheit über die politische Lage auf den Freund projiziert und dessen Entscheidung vorwegnimmt: ‚im selben Boot‘ sitzt Curio erst, wenn er wie Cicero die politischen Verhältnisse als unerträglich empfindet und zu ihrer Besserung beitragen will. Insofern bekundet die metaphorische Standortbestimmung Ciceros Wunsch, Curio auf seine Seite zu ziehen; über die tatsächliche Einstellung des Umworbeneen sagt sie nichts aus⁶. Offensichtlich hält Cicero den Indikativ für werbewirksamer als den Imperativ, der dem Sachverhalt angemessener wäre und der die kommunikative Intention des Altrepublikaners offener zutage treten ließe.

Ko- und Kontext oder Kontext und Situation sind bei der Analyse metaphorischen Sprechens nicht nur deshalb genau zu beachten, weil sie aufgrund ihrer konterdeterminierenden Kraft

⁴ Zur Situation in Rom zur Zeit dieses Briefes: D. Stockton, Cicero. A Political Biography, Oxford 1971, S. 218f.

⁵ Cicero (wie Anm. 1).

⁶ Curio ist später auf die Seite Caesars übergetreten (Stockton [wie Anm. 3] S. 249).

die Identifizierung einer Äußerung als metaphorisch überhaupt erst ermöglichen⁷, sondern auch, weil sie über die intendierte Funktion einer Metapher Aufschluß geben. Gerade metaphorische Wendungen mit topischem Charakter können leicht dazu verleiten, daß man sich vorschnell mit dem freudigen Wiedererkennen des Topos, dessen Sinn jedem sofort einzuleuchten scheint, zufrieden gibt, statt nach seiner spezifischen Leistung und der jeweils aktualisierten Bedeutungsvariante zu fragen⁸.

Der Blick auf den Kontext und die historische Situation läßt den verdeckten Appell als besondere Leistung von Ciceros metaphorischer Standortbestimmung erkennen: Cicero appelliert an Curio, sich für die Grundwerte der römischen Republik einzusetzen. Unbeantwortet ist bisher die Frage nach der engeren Bedeutung der die Wendung *in eadem es navi* konstituierenden Metapher. Was ist das für ein Schiff, in dem Cicero gemeinsam mit Curio zu sitzen wünscht? Ohne Zweifel geht es um die politische Schifffahrt, doch ist es keineswegs ausgemacht, daß Cicero vom Staatsschiff spricht, denn wie die christliche kennt auch die politische Seefahrt verschiedene Schiffstypen⁹. Ein Blick auf ein weiteres Beispiel aus Ciceros Briefen hilft vielleicht weiter.

Im Jahre 43. v. Chr. verwendet Cicero in einem Brief an Cornificius wiederum eine der nautischen Metaphorik entnommene Wendung in einer vergleichbaren Situation. Nunmehr sucht Cicero Unterstützung in seinem Kampf gegen Antonius

⁷ H. Weinrich, Allgemeine Semantik der Metapher (ders., Sprache in Texten, Stuttgart 1976, S. 317–327) S. 320, definiert die Metapher als „Wort in einem konterdeterminierenden Kontext“ bzw. als „Text in einer konterdeterminierenden Situation“ (ders., Streit um Metaphern [Sprache in Texten, S. 328–341] S. 341). Im Rahmen der Texttheorie wird statt dessen auch zwischen kotextuellen und kontextuellen Aspekten differenziert (vgl. J. Nieraad, „Bildgesegnet und bildverflucht“. Forschungen zur sprachlichen Metaphorik [Erträge der Forschung Bd. 63] S. 70).

⁸ In diesem Sinn hat bereits E. Schäfer, Das Staatsschiff. Zur Präzision eines Topos (in: Toposforschung. Eine Dokumentation, hg. von P. Jehn [Respublica Literaria Bd. 10] Frankfurt 1972, S. 259–292) S. 274–280, Ciceros nautische Metaphorik analysiert; auf die Wendung *in eadem es navi* geht Schäfer nicht ein. Auch in den von W. Gerlach, Staat und Staatsschiff (Das Gymnasium 48, 1937, S. 127–139, S. 135 f., aufgelisteten Stellen aus Ciceros Reden und Briefen bleibt dieser Beleg unerwähnt.

⁹ Schäfer, (wie Anm. 8) unterscheidet zwischen dem Staatsschiff und dem Schiff der Partei (S. 263 u. ö.) und weist auch auf das „Administrationsschiff“ (S. 275) und das „Schiff der Revolution“ (S. 290) hin.

und fordert deshalb Cornificius, dem er durch Fürsprache im Senat für ein weiteres Jahr die Statthalterschaft über die Provinz Africa gesichert hat, ohne Umschweife auf: *conscende nobiscum et quidem ad puppim. Una navis est iam bonorum omnium, quam quidem nos damus operam ut rectam teneamus*¹⁰. Cicero spricht metaphorisch, aber seine Absicht ist offenkundig. Der Imperativ *conscende nobiscum* ist ein direkter Appell, der Cornificius dazu bewegen soll, sich der von Cicero vertretenen politischen Richtung anzuschließen. Cicero begnügt sich jedoch nicht mit dem bloßen Appell, sondern versucht auf zweifache Weise, Cornificius für seine Sache zu gewinnen. Zum einen scheint er ihm eine politische Führungsposition in Aussicht zu stellen, denn im Heck (*ad puppim*) ist der Platz des Steuermanns¹¹. Zum anderen sucht er den Erfolg durch eine Vereinnahmungstaktik, die die eigene Position aufwertet¹². Die Behauptung, *una navis est iam bonorum omnium*, wertet den politischen Gegner moralisch ab, macht die politische Position zum moralischen Kriterium und erlaubt keine neutrale Haltung; alle Gutgesinnten sitzen im selben Boot. Es ist zunächst das Schiff der Partei, das, da Cicero die Geschicke des Staates beeinflussen will, die Funktion des Schiffs der Regierung übernehmen soll. Auch die Bootsmetapher in Ciceros Brief an Curio dürfte als Schiff der Partei zu verstehen sein, und trotz der unterschiedlichen Formulierung ist auch eine Funktionsidentität der beiden metaphorischen Wendungen anzunehmen. Die Feststellung, *in eadem es navi*, und die Behauptung, *una navis est iam bonorum omnium*, sind als Solidarisierungappell zu interpretie-

¹⁰ Cicero, (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 232. Zur Person des Quintus Cornificius Paully – Wissowa, Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaften, Bd. IV, 1, Stuttgart 1900, Sp. 1624–1630.

¹¹ Schäfer, (wie Anm. 8), S. 274, sieht hier nur die Aufforderung eines Parteifreundes zu „aktiver Mitarbeit“. Auch Gerlach (wie Anm. 8), S. 136, wertet den Appell als „Aufforderung zur politischen Betätigung“, präzisiert jedoch diese Interpretation in seiner weiter reichenden Übersetzung des Zitats: „Darum, mein Quintus, besteige mit uns das Staatsschiff – und zwar als Steuermann.“ Ob Cicero an eine gemeinschaftliche Lenkung des Staatsschiffes denkt oder ob er Cornificius die Führung der Senatspartei anbietet, ist dem Text nicht eindeutig zu entnehmen.

¹² Zu diesem Zusammenhang in der politischen Rhetorik H. D. Zimmermann, Die politische Rede. Der Sprachgebrauch Bonner Politiker (Sprache und Literatur 59) Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1969, S. 157.

ren und werden beide als Mittel einer Vereinnahmungstaktik eingesetzt. Ein Unterschied ist jedoch hinsichtlich der argumentativen Qualität zu konstatieren. Mit der apodiktischen Formulierung *in eadem es navi* umgeht Cicero den direkten Appell, nimmt dem Angesprochenen die Möglichkeit zur eigenen Entscheidung und erklärt ihn zum Parteigänger, ohne mit der Metapher einen weiterführenden Gedanken zu verbinden¹³. Zwar ist auch die Aussage *una navis est iam bonorum omnium* nicht weniger apodiktisch und entbehrt gleichfalls einer Erläuterung, doch kommt ihr insofern ein argumentativer Stellenwert zu, als sie letztlich die offen geäußerte Aufforderung *conscende nobiscum* zu begründen vorgibt.

Ciceros sprichwörtliche Wendung *in eadem es navi* scheint zunächst, wenn man von einem Beleg bei Livius absieht¹⁴, ohne Nachwirkung geblieben zu sein. Aber der dadurch skizzierte Bildinhalt findet sich – vielleicht als Neuschöpfung – auch in der deutschen Literatur des Mittelalters. Zu den bisher von der Forschung wenig beachteten, weil nicht datierbaren Sprüchen Reinmars von Zweter gehört auch das Gleichnis vom Schiff, das in eine Wassermühle gerät. Der Text ist in der Handschrift C – bekannter unter der Bezeichnung ‚Manesse-Handschrift‘ – und im Codex palatinus germanicus 350, der Handschrift D, überliefert; die beiden Fassungen weichen im Wortlaut beträchtlich voneinander ab, stimmen im Inhalt der Bildhälfte jedoch über-

¹³ An dieser Stelle drängt sich eine terminologische Überlegung auf. Die Formulierung ‚im selben Boot‘ wird, wie sich gezeigt hat, nicht immer als Argument eingesetzt. Als sprichwörtliche Redensart kann sie aufgrund ihrer Bildkraft und Geläufigkeit zwar gelten, doch erfaßt eine derartige Klassifizierung nicht die auf derselben Vorstellung beruhenden breiter ausgeführten Bilder. Der Terminus ‚metaphorischer Topos‘ könnte in diesem Punkt Abhilfe schaffen, wird jedoch nicht der relativen Konstanz des Wortlauts in den jüngeren Belegen voll gerecht und ist überdies umstritten. Auch die im folgenden gelegentlich verwendete Bezeichnung ‚metaphorische Standortbestimmung‘ löst nicht alle Probleme, denn sie verweist zwar auf den Inhalt und charakterisiert die Formulierung auch als uneigentliches Sprechen, tangiert jedoch nicht das Problem der Funktion, der sprachlichen Prägung und Geläufigkeit und der Tradition.

¹⁴ Die Deutung des Livius (s. o. Anm. 3) läßt vermuten, daß Cicero die sprichwörtliche Redensart nicht selbst geschaffen, sondern aus dem allgemeinen Fundus übernommen und ‚literaturfähig‘ gemacht hat. Auch die dem Bischof Clemens I. nachgesagte Verwendung dieser Redensart (Notes and Queries 154, 1928, S. 448) braucht nicht als Cicero-Zitat verstanden zu werden, sondern wäre als ein der Schiffsmetaphorik inhärentes und jederzeit abrufbares Argument erklärlich. Selbst die frühe chinesische Literatur kennt das Schiffsbild in diesem Sinn (Notes and Queries Ser. 12, IX, 1921, S. 298).

ein. Eine Gruppe ranggleicher Personen, *ein ebenhêriu diet*, fährt in einem Schiff talwärts und nähert sich einer Mühle. Die Aufforderung des Schiffers – D nennt ihn *des schiffes meister*, C bezeichnet ihn als *schifman* –, mit vereinten Kräften aus der Gefahrenzone zu rudern, befolgt niemand. Die Kraft des Schiffers allein reicht nicht aus, um das Unheil abzuwenden; das Schiff gerät unter das Mühlenrad. Nach der Handschrift D lautet die Bildhälfte des Gleichnisses¹⁵:

*Ez vuor ein ebenhêriu diet
ze tal ûf einem wâge: daz schif gein einer müln geriet:
dô bat des schiffes meister die liute ruoder nemen in die hant.*

*Dâ kêrten si sich lützel an:
Don mohte des schiffes meister niht al eine ez bringen dan,
unz si dar under runnen: des wart in nôt unt arebeit bekant.*

Was Reinmar (in den beiden Stollen des Aufgesangs) ins Bild setzt, entspricht der Deutung, die Erasmus von Rotterdam um 1500 Ciceros Wendung *in eadem es navi* geben wird. Der Schiffer und seine Passagiere (oder Matrosen?) sitzen alle im selben Boot und sind deshalb derselben Gefahr ausgesetzt. Sie bilden eine Notgemeinschaft, deren Mitglieder aufeinander angewiesen und deshalb schon aus Eigennutz zu solidarischem Handeln verpflichtet sind¹⁶. Das Wohlergehen des einzelnen hängt von der sicheren Fahrt des Schiffes ab und damit auch vom Wohlergehen aller übrigen Mitreisenden. Dieser Gedanke ist schon der Antike vertraut; am Beispiel des Steuermanns, der selbst zu den Mitreisenden gehört und deshalb auch an ihrem Nutzen teilhat, erläutert Aristoteles, inwiefern Herrschaft sowohl den Regierten

¹⁵ Die Gedichte Reinmars von Zweter, hg. von G. Roethe, Leipzig 1887, S. 506 (Nr. 193). In der Handschrift C reicht die Bildhälfte des Gleichnisses bis in den Abgesang hinein (ebd., S. 507):

*Ez vuor ein ebenhêriu diet
in einem schiffe, biz daz schif gein einer müln geriet:
dô rief der schifmann sine schifgereisen in den noeten an,
Daz si diu ruoder in die hant
geruochten nemen: dô sich der ir dekeiner underwant
don mohte er ouch daz schif niht eine bringen von der müln hin dan.
Sus truoc der wâc daz schif mit diesen liuten
hin durch die müln –*

¹⁶ Zu diesem Zusammenhang Schäfer (wie Anm. 7) S. 266f. u. 271; es sollte jedoch beachtet werden, daß dem Staatsschiffsvergleich nicht grundsätzlich eine derartige Appellfunktion eignet.

wie den Regierenden nützt¹⁷. Auch die Vorstellung, daß die Passagiere den Schiffer vor allem im Augenblick der Gefahr unterstützen, ist der Antike nicht fremd¹⁸. Unter diesem Aspekt verweist die Standortbestimmung ‚im selben Boot‘ nicht nur deskriptiv auf eine durch die Situationsgleichheit begründete Interessen- oder Notgemeinschaft, sondern enthält (zumindest latent) auch einen Solidarisierungsausschrei. Reinmar von Zweter führt jedoch eine Reisegesellschaft vor, die sich dieser Implikationen nicht bewußt ist und nicht entsprechend handelt. Die in D überlieferte Fassung bezieht das Gleichnis auf die *tumben herren*, die gutem Rat nicht folgen wollen und dadurch ihre Ehre gefährden. Diese Deutung läßt das Spezifische der Bildhälfte, die Demonstration der Notgemeinschaft und der Interdependenz zwischen *des schiffes meister* und der *ebenhêren diet*, völlig außer acht und bleibt weit hinter den in der Bildhälfte gebotenen Möglichkeiten zurück:

*Alsô geschihet noch manegen tumben herren,
die sich von guotem râte wellent verren:
die wellent sich an êren spâten:
den geschihet alsô geschach,
die man dâ nider vliezen sach
hin durch die mûln, die ouch daz selbe tâten.*

Auch die Fassung aus der Handschrift C läßt das im Bild angelegte Deutungspotential weitgehend ungenutzt. Zwar scheint durch die Gleichsetzung der *ebenhêren diet* mit den *vürsten* eher eine konkret-politische als eine allgemein-moralische Auslegung angestrebt zu werden, aber die eingeschlagene Richtung wird nicht beibehalten. Der *schifman* wird nicht gedeutet, und das schadenbringende Versagen der *vürsten* bleibt unter dem Mantel der Metapher verborgen:

¹⁷ Aristoteles, Politik, übers. u. hg. von O. Gigon (dtv 6022) 2. Aufl. München 1976, S. 113 (Pol. 1279 A): *Doch grundsätzlich achtet der Turnlehrer oder der Steuermann auf das Wohl derer, die er regiert, sofern er aber auch zu diesen zählt, nimmt er nebenbei auch an dem Nutzen teil.*

¹⁸ Peil, (wie Anm. 1) S. 842.

. . . diz bîspel mac betiuten
 die vürsten, die sô sint verdrozzen,
 daz si niht ruodernt gegen dem stade,
 ê daz ûf in geligt der schade,
 der jenen geschach, die durch die mûln vlozzzen.

Während die in D überlieferte Fassung aus dem Schiffbruch nur die allgemeine Empfehlung ableitet, gutem Rat zu folgen, scheint die Version in der Manesse-Handschrift auf einen konkreten historischen Fall anzuspielden, begnügt sich jedoch mit rätselhaften Andeutungen. Die Bildstruktur könnte vermuten lassen, Reinmar wolle mit seinem Spruch die Fürsten des Reiches dazu bewegen, zusammen mit dem Kaiser, dem *schifman*, und unter seiner Führung die dem Reich drohenden Gefahren abzuwenden. Reinmars Darstellung der Fürsten als einer im selben Boot sitzenden Reisegesellschaft wäre so wie Ciceros metaphorische Standortbestimmung als Solidarisierungssappell zugunsten des vom Dichter unterstützten Kaisers zu deuten und könnte etwa auf den Lombardenfeldzug oder auf Friedrichs II. Bemühungen um die Wahl Konrads zum deutschen König bezogen werden. Diese Interpretation, die gegen das von Gustav Roethe vorgebrachte formkritische Argument¹⁹ die in C überlieferte Version als die ursprüngliche voraussetzen müßte, ist vor allem aus zwei Gründen nicht zwingend. Roethes Datierung des Spruchs in Reinmars mitteldeutsche Zeit nach 1241 ist bisher nicht bezweifelt worden²⁰; sie erschwert es beträchtlich, aus den Versen eine so eindeutige Stellungnahme zugunsten des Kaisers herauslesen zu wollen²¹. Außerdem widerspricht einer derartigen

¹⁹ Roethe, (wie Anm. 15), S. 341, hält den Beginn der Deutung mitten im Vers für „eine fast beispiellose Rohheit. . . , die ich Reinmar nimmermehr zutraue“.

²⁰ Roethe, (wie Anm. 15), S. 111, vertritt die These, daß Reinmar im Winter 1240/41 seine im Ehrenton abgefaßten Sprüche selbst zu einer Sammlung vereinigt habe (in Hs. D: Nr. 1–157), während die übrigen Sprüche später hinzugefügt worden seien (S. 113f.); ob diese erweiterte Sammlung auch schon den Spruch Nr. 193 enthielt, ist nicht sicher (S. 114).

²¹ Allenfalls könnte dieser Spruch in die Zeit nach 1246 datiert werden, in die auch der gegen die Erzbischöfe von Mainz und Köln gerichtete Spruch Nr. 224 fällt. Doch bliebe dann immer noch nach einem konkreten Anlaß für diese Fürstenschelte zu suchen. – In der jüngeren Reinmar-Forschung geht nur M. Scholz, *Der Wandel der Reichsidee in der nachwaltherschen Spruchdichtung*, Diss. (masch.) Berlin 1951, S. 118f., auf den Spruch Nr. 193 ein; er zitiert (ohne Begründung) nach der Hs. C und versteht die Verse als Ausdruck der Enttäuschung Reinmars über den Mangel der Fürsten an der Bereit-

Interpretation auch Reinmars sonstige Handhabung breit ausgeführter Gleichnisse. Allegorische Konglomerate wie etwa die Beschreibung des aus verschiedenen Tierkörperteilen zusammengesetzten idealen Mannes deutet Reinmar in allen Einzelheiten²². Dagegen ist in den Gleichnissen, die einen Handlungsablauf bieten, zwischen der Bild- und der Sachhälfte keine durchgängige Isomorphie festzustellen, denn nicht jedes Bilddetail hat auf der Bedeutungsebene seine Entsprechung²³. Unter diesem Aspekt wäre es nicht legitim, über den in C tradierten Wortlaut hinauszugehen und auch den *schifman* oder gar die Mühle deuten zu wollen. Doch so viel läßt sich sagen: Reinmar (wenn wir die Version in C als dem Original nahestehend ansehen) oder sein späterer Bearbeiter²⁴ kritisiert mit diesem Spruch das Verhalten der Fürsten und hält ihnen politisches Versagen vor; er bezichtigt sie der mangelnden Einsicht in die Notwendigkeit schnellen und gemeinsamen Handelns angesichts einer für alle bedrohlichen Situation. Aber diese Fürstenschelte geht nicht von vollendeten Tatsachen aus, sondern läßt die Möglichkeit einer Änderung noch offen; wichtiger als die Kritik ist die zur Besinnung aufrufende Warnung, die das Bild der im selben Boot sitzenden *ebenhêren diet* bekräftigt, indem es als hypothetisches Verlaufsmodell die negativen Folgen der falschen Politik aufzeigt und das Spezifische der Situation veranschaulicht, wie es Erasmus von Rotterdam später in seiner Sprichwortsammlung formuliert: *In eadem es navi . . . quod est, in communi periculo*.

Der in der metaphorischen Standortbestimmung ‚im selben Boot‘ latent vorhandene Solidarisierungsappell beruht auf der Vorstellung vom Staat als einer Interessen- oder Notgemeinschaft, in der jeder, vor allem bei drohender Gefahr, zum gemeinsamen Handeln verpflichtet ist. In der langen Geschichte der politischen Schiffsmetaphorik von der Antike bis ins 20. Jahrhundert ist dieser Gedanke mehrfach wieder aufgegrif-

schaft zur politischen Führung. Diese Interpretation beruht jedoch auf der Verwechslung des Steuerruders mit den Antriebsrudern.

²² Reinmar, (wie Anm. 15), S. 460–462 (Nr. 99 u. 100).

²³ Vgl. ebd., S. 500 (Nr. 179).

²⁴ Aus den an der Überlieferung politischer Lyrik gelegentlich feststellbaren Tendenzen zur Aktualisierung wie zur Entaktualisierung durch den Autor selbst oder durch seinen Bearbeiter sind auch in Fragen der Chronologie keine grundsätzlich eindeutigen

fen worden, ohne daß eine Verbindung zu Ciceros prägnanter Formulierung *in eadem es navi* stets vorauszusetzen wäre. Ein so stark differenziertes Bildfeld wie das des Staatsschiffes bietet zahlreiche Möglichkeiten, denselben Grundgedanken in so unterschiedlichen Ausprägungen zu veranschaulichen, daß die Grenze zwischen Tradition und Originalität nur selten klar zu ziehen ist. Der französische Staatstheoretiker Jean Bodin verwendet 1576 im Vorwort zu seinem Werk ‚Vom Staat‘ die Schiffsmetaphorik, um sein publizistisches Vorhaben als politische Hilfsleistung in einer Zeit der Not zu legitimieren:

Mais depuis que l'orage impetueux a tourmenté le vaisseau de nostre republique avec telle violence que le Patron mesmes et les Pilotes sont commes las et recreus d'vn trauail continuel, il faut bien que les passagers y prestent la main, qui aux voiles qui aux cordages, qui a l'ancre, et ceux à qui la force manquera, qu'ils donnent quelque bon aduertissement, ou qu'ils presentent leurs vœuz et prieres à celuy qui peut commander aux vent, et appaiser les tempestes, puisque tous ensemble courent vn mesme danger: . . . C'est pourquoy de ma part ne pouuant rien mieux, i'ay entrepris le discours de la Republique²⁵.

Christoph Martin Wieland benutzt 1774 in seinem ‚Patriotischen Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara‘ eine Bildvariante aus dem Bildfeld vom Staatsschiff bei der Erörterung der Frage nach der moralischen Qualifikation der politischen Führung. Er plädiert dafür, den Staat lieber einem kundigen Manne anzuvertrauen, von dem alle wissen, *daß er ein Bösewicht ist*, als einem guten, aber wenig klugen Menschen, der als Herrscher durch seine Unfähigkeit wider seinen Willen zum Werkzeug des allgemeinen Unglücks werden müßte²⁶. Denn, so argumentiert Wieland, man zöge auch den geschickten Steuermann, *der sonst in jedem anderen Verhältnis ein böser Bube wäre*, dem guten frommen Menschen vor, *der*

Argumente zu gewinnen; vgl. U. Müller, Untersuchungen zur politischen Lyrik des deutschen Mittelalters (Göppinger Arbeiten zur Germanistik Nr. 55/56) Göppingen 1974, S. 277–309, bes. S. 305 (zu Reinmars Spruch Nr. 141).

²⁵ J. Bodin, *Les six Livres de la République*, Paris 1583, [Nachdr. Aalen 1961], Préface, Bl. 1.

²⁶ Chr. M. Wieland, *Stilpon. Ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara* (ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 30, Leipzig 1857, S. 247–281) S. 276.

von der Schifffahrt gar nichts verstände. Die Entscheidung für den bösen, aber sachkundigen Steuermann begründet Wieland mit dem Hinweis auf die Schicksalsgemeinschaft zwischen dem Schiffer und seinen Passagieren: *So ein arger Bube er sonst seyn mag, so ist er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerlei Schicksal zu gewarten hätte, wenn wir zu Grunde gingen, so können wir uns darauf verlassen, daß er sein Möglichstes thun wird, uns zu erhalten. Dieß, däucht mich, ist nun gerade unser gegenwärtiger Fall.* Wieland hält Bild- und Sachebene deutlich voneinander getrennt. Das Bild präsentiert eine dem politischen Problem vergleichbare Situation und ermöglicht durch einen Analogieschluß die Beantwortung der Ausgangsfrage; es dient somit in einer rationalen Beweisführung als echtes Argument²⁷.

Weder Bodin noch Wieland zeigen wörtliche Anklänge an Ciceros Formulierung, aber die Bilder beider Autoren beruhen letztlich auf der Vorstellung von der Solidargemeinschaft der im selben Boot Fahrenden; Bodin leitet daraus die Verpflichtung zur staatserhaltenden politischen Mitarbeit ab, Wieland sieht darin die Interessengemeinschaft der politischen Führung und der Bürger gewährleistet. Zwar lassen sich für beide Autoren antike Entsprechungen aufzeigen, die weitaus mehr Parallelen bieten oder die den modernen Bildern näher stehen als die Zitate aus Ciceros Briefen²⁸, aber es ist auch nicht auszuschließen, daß Bodin und Wieland ihre Bilder selbständig entwickelt haben. Die Vorstellung von der Solidargemeinschaft ist der Staatsschiffmetaphorik inhärent und kann jederzeit reaktiviert oder neu formuliert werden.

²⁷ Zum Vergleich (similitudo) als Mittel der Beweisführung H. Lausberg, Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, München 1960, S. 232–234 (§§ 422–425).

²⁸ Wielands Argumentation ist gleichsam die Umkehr des von Aristoteles formulierten Gedankens (s. o. Anm. 17); Bodin scheint den von Maximus von Tyros, Diss. 21, 4, gegen den ‚asozialen‘ Philosophen erhobenen Vorwurf ins Positive zu wenden: *O glückseliger Mensch in dieser deiner großen Muße! Du dünkest mir gleich einem, der zu Schiffe gehet, nicht daß er ein Steuermann zu seyn, oder ein Ruderer, oder sonst ein geschäftiger Arbeiter zur Erhaltung des Schiffes, ja auch nicht einmal ein munterer Reisender auf dem Schiffe, der doch aber Lust hat, bisweilen ein Tau mit anzufaßen, oder bey gutem Wetter ein Ruder mit zu ziehen, Willens ist; sondern der schlechterdinges müßig im Schiffe lieget, und von demselben getragen wird, so wie ein anderes Stücke unter der Fracht* (Maximus von Tyros, Philosophische Reden, übers. von Chr. T. Damm, Berlin 1764, S. 467).

Ähnliche Beispiele finden sich in der langen Geschichte der Staatsschiffmetaphorik immer wieder. Dagegen ist Ciceros metaphorischer Standortbestimmung zunächst nur ein mäßiger Erfolg beschieden gewesen. Erasmus von Rotterdam erklärt die Wendung *in eadem es navi* (wie bereits zitiert) in den ‚Adagia‘ und hat wohl auf Roger Bacon eingewirkt, der um 1594 die englische Version der sprichwörtlichen Redensart mit *You are in the same shippe* formuliert²⁹. William Prynne wiederholt 1643 des Erasmus Erklärung (*those who are conversant in the same danger, are said to be in the same Ship*) und sieht hierin ein *common proverb*³⁰. Daß es sich dabei tatsächlich um ein *common proverb* und nicht nur um humanistisches Bildungsgut handelt, ist jedoch nicht hinreichend belegt, denn weitere Zeugnisse für diese Redensart weisen die einschlägigen Wörterbücher erst für die angelsächsische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts nach³¹. Dabei handelt es sich vornehmlich um eine unpolitische Verwendung der Schiffsmetaphorik; auf eine einläßliche Analyse muß ich hier verzichten.

Wenn der von den Fachlexika vermittelte Befund nicht trügt, ist unser heutiges Verständnis der Wendung ‚im selben Boot‘ auf angelsächsischen Einfluß zurückzuführen. Das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet unter den Stichworten ‚Boot‘ und ‚Schiff‘ nichts Entsprechendes; die in Karl Friedrich Wilhelm Wanders ‚Sprichwörterlexikon‘ aufgenommenen Versionen *Wir sind auf Einem Schiffe* und *Wenn wir in einem Schiffe sitzen, das versinken will, müssen wir alle rudern*³² können zwar als Äquivalente

²⁹ Zit. nach M. P. Tilley, *A Dictionary of the Proverbs in England in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, Ann Arbor 1950, S. 56. Die um 10 Jahre ältere Formulierung *For in one boat we both imbarked be* (ebd.) aus Hudsons ‚Judith‘ ist in diesem Zusammenhang von sekundärer Bedeutung, da sie wörtlich aus dem Französischen übersetzt ist (s. u. Anm. 33) und da sie nicht die Geläufigkeit der Version Bacons erreicht hat.

³⁰ Tilley, (wie Anm. 29), S. 56f.

³¹ Vgl. G. L. Apperson, *English Proverbs and Proverbial Phrases. A Historical Dictionary*, London – Toronto – New York 1929, S. 549; A. Tayler – B. J. Whiting, *A Dictionary of American Proverbs and Proverbial Phrases 1820–1880*, Cambridge, Mass. 1958, S. 35; *The Oxford Dictionary of English Proverbs*, 3. Aufl. Oxford 1970, S. 698; *The Oxford English Dictionary*, Suppl. Bd. 1, Oxford 1972, S. 308.

³² K. F. W. Wander, *Deutsches Sprichwörterlexikon*, Bd. 4, Leipzig 1876, Sp. 171 (Nr. 133) u. Sp. 173 (Nr. 189); ausführlicher ebd., Sp. 167 (Nr. 31): *Die in einem Schiff, sind all in gleicher gefahr, wann das Schiff ein Riss bekommt*.

angesehen werden, doch gemessen an der uns geläufigen Formulierung ‚wir sitzen alle im selben Boot‘ klingen sie schwerfällig und unbeholfen. Überdies zitiert Wander in diesem Zusammenhang entgegen seiner sonstigen Gewohnheit keine älteren Sammlungen, so daß wir nicht zwingend das Alter, aber doch die weite Verbreitung der Redewendung für den deutschen Sprachraum in den vergangenen Jahrhunderten bezweifeln dürfen. Ein ähnlicher Befund ergibt sich für das Französische. Zwar verwendet bereits Salluste Du Bartas in seiner Bibeldichtung ‚La Judit‘ (1574) eine wohl auf Erasmus zurückgehende amplifizierte Variante der Schiffsmetapher³³, die jedoch in Frankreich keine Nachahmer gefunden zu haben scheint. Die Formulierung *être dans le même bateau* ist erst in einem Sprichwörterlexikon von 1979 enthalten³⁴, das sich dabei auf einen journalistischen Beleg stützt und somit auf einen Bereich verweist, der zu den traditionellen Einflußmöglichkeiten des Englischen auf das Französische zählt. Auch die im folgenden noch zu analysierenden deutschen Beispiele entstammen überwiegend journalistischen Gattungen. Dieser knappe metapherngeschichtliche Überblick legt den Schluß nahe, daß die metaphorische Standortbestimmung ‚im selben Boot‘ von Cicero geprägt und von Erasmus von Rotterdam wieder aufgegriffen wurde, ihre wesentliche Aussage aber auch in breiter entfalteteten, von anderen Quellen abhängigen oder neu geschaffenen Bildern veranschaulicht werden konnte. Ihre deutsche Ausprägung geht nicht unmittelbar auf Erasmus oder Cicero zurück, sondern verdankt ihre heutige Geläufigkeit angelsächsischem Einfluß.

Nach diesem Abstecher in die Gefilde der im engeren Sinne historischen Metaphorologie können wir wieder auf den Hauptweg zurückkehren und uns erneut der funktionalen Metaphern-

³³ Guillaume Salluste du Bartas, *La Judit*, hg. von A. Baiche, Toulouse 1971, S. 44 (III, 353–355):

*Si vous estes en peine, aussi le sommes-nous,
Car en mesme navire embarqués avec vous
Nous courons sur mesme onde une mesme fortune.*

³⁴ B. Lafleur, *Dictionnaire des locutions idiomatiques francaises*, Bern – Frankfurt – Las Vegas 1979, S. 41; geläufiger scheint die von A. Rey – S. Chantreau, *Dictionnaire des expressions et locutions*, Paris 1979, S. 68, verzeichnete Variante *être du même bateau* zu sein (vgl. Larousse du XXe siècle, Bd. 1, Paris 1951, Sp. 594), die jedoch eine andere Bedeutung hat: „être du même genre, du même caractère ou appartenir au même groupe“ (Rey – Chantreau, a. a. O.).

analyse zuwenden. Ciceros metaphorische Standortbestimmung impliziert ebenso wie Reinmars *bîspel*, das auch als Ermahnung zum schnellen Handeln verstanden werden kann, einen eindringlichen Solidarisierungsappell. Wieland und Bodin setzen die Solidarisierung als selbstverständlich voraus; dieser verbindet mit der breiter ausgeführten Schiffsmetapher seine *captatio benevolentiae* und schafft so eine neue Variante der Exordialtopik³⁵, jener benutzt den nautischen Vergleich als beweisendes Argument in der Erörterung und gibt sich kühl-distanziert. Ein ähnlich breit gefächertes Spektrum verschiedener Funktionen ist auch für die Verwendung dieses Bildes in den folgenden Belegen aus dem 20. Jahrhundert festzustellen.

Ein Korrespondentenbericht der Frankfurter Rundschau vom 28. Mai 1982 über die schwierige Lage des japanischen Ministerpräsidenten Suzuki schließt mit dem Satz: *Das einzige, was die politischen Beobachter bisher davon abhält, Suzukis bevorstehenden Untergang vorauszusagen, ist die Erkenntnis, daß seine Widersacher und seine Partei mit ihm zusammen in demselben schwankenden Boote sitzen*³⁶. Persönlich unbeteiligt veranschaulicht der Korrespondent mit der Bootsmetapher die zwischen Suzuki und seiner Partei bestehende Notgemeinschaft und prognostiziert den angesichts der drohenden Gefahr – deshalb das Adjektiv ‚schwankend‘ – unerläßlichen Verzicht auf die Austragung parteiinterner Konflikte. Das Bild faßt die im Bericht ausführlich beschriebene politische Lage zur prägnanten, unmittelbar einsichtigen Formel zusammen und geht über die bloße Veranschaulichung nicht hinaus³⁷.

Die Haltung des distanzierten Beobachters nimmt auch Dieter Stolze ein, wenn er 1971 in einem Kommentar der ‚Zeit‘ zum

³⁵ Vielleicht hat der seit der Antike geläufige Vergleich des Dichtens mit einer Seefahrt (dazu zuletzt R. D r u x , Des Dichters Schifffahrt. Struktur und Pragmatik einer poetologischen Allegorie, in: Formen und Funktionen der Allegorie, hg. von Walter Haug, Stuttgart 1979, S. 38–51) Bodins Entfaltung des Bildes begünstigt.

³⁶ Frankfurter Rundschau vom 28. 5. 1982, S. 13 (Peter Crome).

³⁷ Daß man in Zeitungsartikeln nicht selten ein Sprichwort „an ausgezeichnete Stelle, als Titel oder als Schlußsatz“ findet, führt M. L ü t h i , Das Sprichwort in der Zeitung (ders., Volksliteratur und Hochliteratur. Menschenbild – Thematik – Formstreben, Bern – München 1970, S. 22–25), S. 22, auf die Absicht der Journalisten mit den Lesern „ins Einvernehmen kommen“ zu wollen, und auf die Wirkung des Sprichworts zurück: „man glaubt dem Bild eher als der direkten Behauptung“ (S. 24).

drohenden Arbeitskampf in der Metallindustrie mit der nautischen Metapher die Interdependenz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern konstatiert: *Im Grunde sitzen Arbeitgeber und Arbeitnehmer heute im gleichen Boot. Zu hohe Lohnsteigerungen gefährden nicht nur die Erträge der Unternehmer, sondern auch – über den drohenden Verlust der Wettbewerbsfähigkeit deutscher Erzeugnisse – die Arbeitsplätze. Der Streik, der sowieso keinem nützt, würde an dieser Tatsache nicht das geringste ändern*³⁸.

Weniger zurückhaltend äußert sich Joachim Skolik in der Bild-Zeitung anlässlich des Jahreswirtschaftsgutachtens für 1972. Die prognostizierte Erhöhung der Arbeitslosenquote versteht er als ein *Warnsignal* für die *Tarifpartner* wie auch für die Regierungsparteien. Diese sollten *den Firmen nicht durch immer wiederkehrende unternehmerfeindliche Äußerungen die Lust zum Investieren nehmen, jene hätten bei Lohnerhöhungen maßzuhalten*, um nicht weitere Arbeitsplätze zu gefährden. In der für diese Zeitung typischen einfachen Sprache und durch die Verwendung des vereinnahmenden Pronomens ‚wir‘ versucht Skolik im Schlußsatz, seinen Lesern das Gefühl allgemeiner Betroffenheit und die Einsicht in die ökonomische Interdependenz zu vermitteln: *Wir alle sitzen in einem Boot: Geht es den Unternehmern schlecht, dann geht es auch den Arbeitnehmern schlecht*³⁹. Stolze und Skolik verwenden beide die metaphorische Standortbestimmung als Tatsachenbehauptung, begnügen sich aber nicht mit der bloßen Feststellung der wechselseitigen Abhängigkeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, sondern verbinden damit auch einen Appell. Skolik verlangt von den Arbeitnehmern (die Bezeichnung *Tarifpartner* täuscht hier einen überparteilichen Standpunkt vor) deutliche Zurückhaltung bei ihren Lohnforderungen und fordert die Regierungsparteien auf, ein unter ideologischen Aspekten investitionsfreundliches Klima zu gewährleisten; der Hinweis auf die ökonomische Interdependenz als Fazit des Kommentars ist ein verdeckter Aufruf, der

³⁸ Die Zeit vom 12. 11. 1971, S. 25.

³⁹ BILD vom 26. 10. 1971, S. 1 (Joachim Skolik); weitere Belege aus der Presse (Kommentare, Karikaturen 1971–1974) bringt J. Link, Die Struktur des Symbols in der Sprache des Journalismus. Zum Verhältnis literarischer und pragmatischer Symbole, München 1978, S. 180, 199–202.

(abgesehen von den Arbeitgebern⁴⁰) alle im Staat ermahnt, dafür zu sorgen, daß es im Interesse des Gemeinwohls den Arbeitgebern gut gehe. Auch Stolzes Feststellung ist als Warnung vor einem vermeintlich sinnlosen Streik zu lesen. In beiden Fällen richtet sich der Appell nur an eine Seite des im Grunde dualistisch strukturierten ökonomischen Systems; nur die Arbeitnehmer (und ihre politischen Vertreter) sind die Adressaten, obwohl doch das Bild einer im selben Boot sitzenden Gemeinschaft mit der Vorstellung von der wechselseitigen Abhängigkeit auch den Gedanken an wechselseitige Verpflichtungen nahelegt. Über etwaige die Arbeitgeber betreffende Verhaltensmaßregeln lassen Stolze und Skolik jedoch nichts verlauten; als potentieller Störfaktor des ökonomischen Interdependenzgefüges kommen nur die Arbeitnehmer (wie auch die von ihnen getragene Regierung) in Betracht. Daß alle, die im selben Boot sitzen, nur gemeinsam ihr Ziel erreichen können, ist ebenso evident wie die sich daraus ergebende allgemeine Verpflichtung zur wechselseitigen Unterstützung. Wer, wie Stolze und Skolik, diesen Aspekt unterschlägt, verwendet das aufgrund seines allgemeinen Solidarisierungsauffells überparteiliche Bild in einem parteilichen Sinne, erweckt aber zugleich den Anschein, nur die Position der Vernunft und damit eine zustimmungspflichtige Auffassung zu vertreten⁴¹. Die unmittelbare Evidenz des Bildes, das einen so komplexen Sachverhalt wie das ökonomische System durch den Vergleich mit einem Boot stark vereinfacht, verdeckt die Einsicht in die Parteilichkeit der Autoren und verhindert die kriti-

⁴⁰ Nach Skoliks Kommentar sind die Unternehmer eine besondere Spezies, die nur von ihrer *Lust zum Investieren* zu leben scheint und darin tunlichst nicht durch maßlose Lohnforderungen, die Geißelung des Profitstrebens, *Verstaatlichungs-Ladenhüter* und die Beschneidung der *unternehmerische(n) Freiheit* behindert werden sollte. Stolze erinnert wenigstens noch daran, daß es den Unternehmern auch um Erträge geht, Skolik hingegen versucht, jeden Gedanken an materielle Privatinteressen der Arbeitgeber zu unterdrücken.

⁴¹ Die Mahnung an die Arbeitnehmer, nicht durch zu hohe Lohnforderungen die Arbeitsplätze zu gefährden, ließe sich auch anders veranschaulichen, etwa durch den Narren, der den Ast absägt, auf dem er selbst sitzt. Dieses Bild impliziert im Gegensatz zur Bootsmetapher keinen Solidarisierungsauffell (und täuscht insofern auch keine Solidargemeinschaft vor!), sondern beschränkt sich auf die Kritik am unvernünftigen Handeln.

sche Reflexion⁴²; die Frage, ob denn die Ökonomie so ohne weiteres mit einer Kahnpartie verglichen werden könne und ob nicht auch Unterschiede zwischen dem Vergleichenden und dem Vergleichenen auszumachen seien, wird nicht gestellt. Insofern verschleiert das Bild mehr als es an Einsichten aufdeckt.

Das Bild, das als Modell durch die vereinfachende Darstellung einen komplexen Sachverhalt unmittelbar einsichtig zu machen scheint, erschwert die Erkenntnis nicht nur durch seine Abstraktion, sondern auch durch die Projektion nicht vorhandener Analogien auf den zu illustrierenden Sachverhalt⁴³. So legt die Vorstellung von der im selben Boot sitzenden Not- oder Interessengemeinschaft den Schluß nahe, daß für alle Mitreisenden über die wechselseitige Abhängigkeit hinaus auch in anderen Punkten gleiche Bedingungen anzunehmen seien. Die weitere Ausführung des Bildes ermöglicht es jedoch, solche Annahme als falsch zurückzuweisen. In diesem Sinn kritisiert Otto Köhler im ‚Spiegel‘ Stolzes Verwendung des Bildes, indem er es mit ironisch-zynisch überzeichnenden Strichen präzisiert: *Und in der ‚Zeit‘ fällt Diether Stolze angesichts des Streiks ein: ‚Im Grunde sitzen Arbeitgeber und Arbeitnehmer heute im gleichen Boot.‘ Wahr! Die Maschinisten, die im düsteren Unterdeck der Luxusjacht Bundesrepublik schwitzen, sollten endlich begreifen, daß ihre Arbeitspender in der Hitze des Sonnendecks auch kein leichtes Leben haben*⁴⁴. Auch Köhler stellt einen komplexen Sachverhalt grob vereinfacht dar, aber sein parteilicher Standpunkt tritt dabei offen zutage. Seine manchen Lesern vielleicht als maßlos überzogen anmutende Beschreibung der *Luxusjacht Bundesrepublik* bietet einerseits aufgrund ihrer emotionalen Untertöne die Möglichkeit einer affektiven Identifikation⁴⁵, ver-

⁴² In der „Überzeugungskraft des vertrauten Bildes“ sieht Schäfer, (wie Anm. 8), S. 292, eine „fatale Tendenz, die Offenheit des Urteilenden einzuschränken“.

⁴³ Vgl. W. Köhler, *Semiotik und Metapher. Untersuchungen zur grammatischen Struktur und kommunikativen Funktion von Metaphern* (Studien zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft Bd. 10) Stuttgart 1975, S. 266.

⁴⁴ *Der Spiegel* 25, 1971, H. 50, S. 70.

⁴⁵ Zu dieser Funktion der Metaphorik W. Rösler, *Dichter und Gruppe. Eine Untersuchung zu den Bedingungen und zur historischen Funktion früher griechischer Lyrik am Beispiel Alkaios* (Theorie und Geschichte der Literatur und der Schönen Künste Bd. 50) München 1980, S. 141. G. Klaus, *Sprache der Politik*, Berlin 1971, S. 268, spricht in diesem Zusammenhang von einer „subjektiven Analogie“, der in der

mag aber andererseits auch zum Widerspruch zu provozieren und schließt insofern die kritische Reflexion nicht aus. Offene Parteilichkeit und Hyperbolik beeinträchtigen die Evidenz des Bildes und lassen den Eindruck, hier vertrete jemand die Position der Vernunft und damit eine zustimmungspflichtige Interpretation des Sachverhalts, gar nicht erst aufkommen. Köhler kann der karikierenden Übertreibung, aber nicht der verdeckten Manipulation bezichtigt werden. Ihm geht es überdies primär nicht darum, seine eigene Sicht des Tarifkonfliktes in einem Bild zu vermitteln; Ziel seiner Glosse ist die Kritik an den Zunftgenossen, soweit sie sich in ihren Darstellungen und Kommentaren gegen die gewerkschaftlichen Forderungen richten. Köhlers Gegenbild ist keine Korrektur, sondern eher eine Metaphernkritik, mit der er die Gültigkeit des metaphorischen Arguments ‚im selben Boot‘ erheblich einschränkt, wenn nicht gar entkräftet, und es aufgrund seiner traditionellen Bedeutung als rhetorisches Mittel zur Kaschierung sozialer Gegensätze enttarnt.

Die kritischen Vorbehalte gegenüber der Redewendung ‚im selben Boot‘ und dem ihr inhärenten Solidarisierungsappell finden sich auch in der politischen Karikatur. Wie Otto Köhler verdeutlicht auch Marie Marcks, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer zwar im selben Boot sitzen, aber unterschiedliche Positionen einnehmen (Abb. 1)⁴⁶. Statt der Luxusjacht zeigt sie eine Kombination aus Ruderboot und Galeere. Der Repräsentant der Arbeitgeber erscheint als müßiger Fahrgast, die Arbeitnehmerseite ist durch mehrere Ruderleute vertreten. Die Frauen rudern im unteren, die Männer im oberen Deck. Sie haben ihre Tätigkeit vorübergehend eingestellt und strecken fordernd die linke Hand aus, um ihren Anteil am Sektfrühstück zu erhalten, das der Arbeitgeber mehr vereinnahmend als sichernd mit beiden Armen umfaßt. Die sprichwörtliche Redensart gibt das Bildmotiv ab, der ihr inhärente Appell kehrt im Sprechblasen-

politischen Rhetorik ein besonderer Stellenwert zukommt: „Ein Vergleich in diesem Sinne liegt dann vor, wenn die Emotionen, die der eine Sachverhalt, Zusammenhang usw. auslöst, die gefühlsmäßigen Eindrücke, die die Massen der Menschen von dieser Sache haben, denjenigen ähnlich sind, die sie von der andern Sache haben bzw. haben sollen.“

⁴⁶ Vorwärts vom 8. 1. 1981, S. 1; für die Abdruckerlaubnis danke ich Marie Marcks und dem Vorwärts-Verlag.

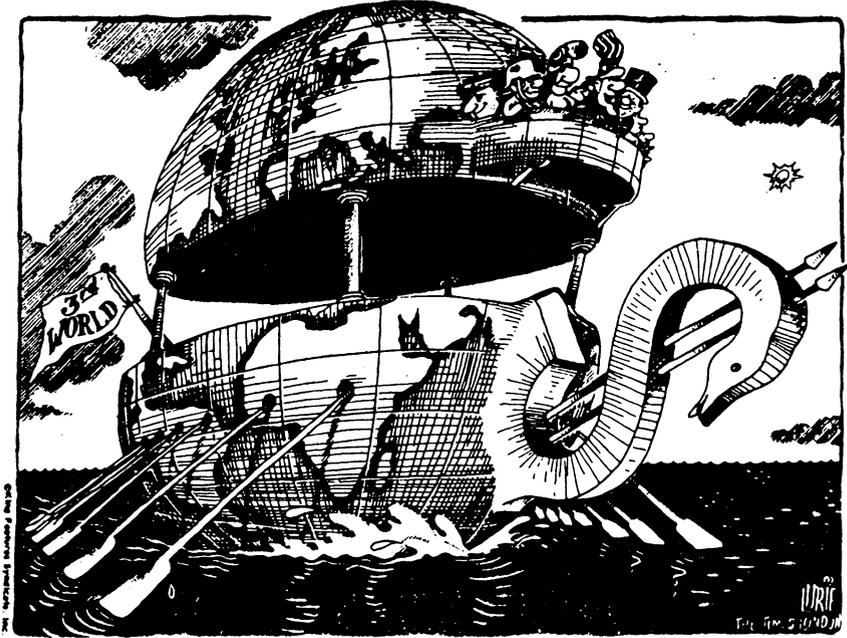


Abb. 1: Vorwärts vom 8. 1. 1981, S. 1.

text des Arbeitgebers als direkte Aufforderung wieder: *Nicht aus dem Takt kommen, Leute. Unser Sektfrühstück geht sonst über Bord!* Versteht man das Possessivpronomen als pluralis maiestatis, so würde der Fahrgast mit seiner Ermahnung unverhohlen seinen eigenen Vorteil zu sichern trachten. Näherliegend ist daher wohl die Interpretation des Pronomens als Täuschungsversuch; der Arbeitgeberrepräsentant gibt so sein Privatinteresse als Gemeinwohl aus, das die Ruderer durch ihren voreiligen oder unberechtigten Anspruch gefährden. Die mit dem Hinweis auf die Bedrohung der wirtschaftlichen Stabilität übliche Zurückweisung gewerkschaftlicher Forderungen wird als ein unaufrichtiges Argument enthüllt und als Versuch, den Vorteil der Arbeitgeber unter dem Deckmantel des gemeinen Nutzens zu sichern, ins Bild gesetzt.

Die von Köhler und Marcks auf das ökonomische System bezogene Metaphernkritik überträgt der englische Karikaturist Lurie auf den Nord-Süd-Konflikt (Abb. 2)⁴⁷. Unter der Galions-

⁴⁷ The Times vom 4. 8. 1981, S. 4; für die Abdruckerlaubnis danke ich Ranan R. Lurie.



‘After all, we’re all in the same boat’

Abb. 2: The Times vom 4. 8. 1981, S. 4.

figur des Dollarzeichens erscheint die Weltkugel als riesige Galeere. Im Unterdeck, der südlichen Hemisphäre, sitzt die Dritte Welt im Verborgenen und bringt mit ihrer Arbeit das Schiff voran; auf der Aussichtsplattform des Oberdecks halten sich als müßige Vergnügungsreisende die Vertreter der Industriestaaten auf. Ihre Behauptung, *After all, we’re all in the same boat*, ist durchaus zutreffend, doch macht das Bild deutlich, daß der Unterschied zwischen dem Ober- und Unterdeck gewichtiger ist als die in der metaphorischen Standortbestimmung konstatierte Gemeinsamkeit⁴⁸. Die etwaige Erkenntnis des globalen

⁴⁸ In diesem Sinn, aber ohne (erkennbar) politischen Einschlag, verwendet der Karikaturist Luis Murschetz diese Bildidee; der Titel seines Sammelbandes ‚Wir sitzen alle im gleichen Boot‘, Zürich 1981, ist der Sprechblasentext des Sklaventreibers auf der Galeere des Titelbildes. Auf einen anderen Widerspruch zielt Fritz Wolf ab, wenn er zur Bildunterschrift: ‚... schließlich sitzen wir in einem Boot!‘ die Politiker Honecker und Helmut Schmidt im selben Boot, aber Rücken an Rücken und gegeneinander rudern zeigt (Neue Osnabrücker Zeitung vom 4. 12. 1981). Offensichtlich ist die Erkenntnis der Situationsgleichheit nicht zwangsläufig auch mit der Bereitschaft zu solidarischem oder zumindest kooperativem Handeln verbunden.

Interdependenzgefüges bleibt ohne Konsequenzen und ändert nichts an der Benachteiligung des Südens durch den Norden. *After all, we're all in the same boat* ist eine Beschwichtigungsförmel, die das eigene schlechte Gewissen zudeckt, statt die Änderung der Ungerechtigkeit zu initiieren.

Zurückhaltender als der Glossenschreiber Köhler und die Karikaturisten Marcks und Lurie trägt Arnfried Astel seine Metaphernkritik in einem Prosaepigramm vor⁴⁹.

Im gleichen Boot

Wir sitzen alle im gleichen Boot, einige Maler und Dichter mit ihren Frauen und ein Ruderer, der freilich steht und rudert, und wir wiegen uns im Rhythmus der sanften Stöße des kräftigen Ruderers und witzeln über seine Arbeit.

Daß dieser Text mehr ist als nur eine protokollähnliche Tagebuchnotiz anlässlich einer Gondelfahrt in Venedig, läßt schon der Titel erkennen. *Im gleichen Boot* ist eine Ortsangabe, die auf die Gondelfahrt als Inhalt oder Stoff des Epigramms verweist; die Bedeutung oder das Thema ist jedoch die Sprach- oder Metaphernkritik⁵⁰, die die Formulierung *Im gleichen Boot* als metaphorische Redewendung analysiert. Zunächst ergänzt Astel die Überschrift zu einem vollständigen Satz: *Wir sitzen alle im gleichen Boot*. Daß dieses Syntagma vordergründig auf eine konkrete Situation zu beziehen ist, ergibt sich aus der Apposition, die das Personalpronomen ‚wir‘ präzisiert: *einige Maler und Dichter mit ihren Frauen und ein Ruderer*. Die mit dem Indefinitpronomen ‚alle‘ und mit dem Adjektiv ‚gleich‘ evozierte Vorstellung einer Situationsgleichheit widerruft Astel, indem er im zweiten Teil des Epigramms den Ruderer mit dem demonstrativen ‚der‘ und der adversativen Konjunktion ‚freilich‘ aus der mit ‚wir‘ bezeichneten Gemeinschaft wieder ausschließt. Das Demonstrativum und die Konjunktion markieren den Kontrast auf der syntaktischen Ebene; semantisch widerspricht das Verb

⁴⁹ A. Astel, Neues (& altes) vom Rechtsstaat & von mir. Alle Epigramme, Frankfurt 1978, S. 379.

⁵⁰ Zur Differenzierung von Inhalt oder Stoff und Bedeutung oder Thema B. Menneier, Die Elemente des Gedichtes. Eine Einführung in die Interpretation französischer Lyrik (Der neusprachliche Unterricht in Wissenschaft und Praxis Bd. 9) Dortmund 1963, S. 28f.

‚stehen‘ dem eingangs auf alle bezogenen Verb ‚sitzen‘, und ein ähnlicher Gegensatz ist zwischen ‚rudern‘ und ‚sich wiegen‘ zu konstatieren: *der freilich steht und rudert, und wir wiegen uns im Rhythmus der sanften Stöße des kräftigen Ruderers*. Zwar fahren alle im selben Boot, aber die *Maler und Dichter mit ihren Frauen* genießen die Fahrt als Passagiere, der Ruderer muß arbeiten. Es ist zu erwägen, ob Astel im Bewußtsein der schulmeisterlichen Differenzierung zwischen ‚dasselbe‘ und ‚das gleiche‘ die Formulierung ‚im gleichen Boot‘ statt des geläufigeren ‚im selben Boot‘ verwendet, um so schon im Titel ein Signal zu setzen. In erweiternder Abwandlung einer anderen bekannten Redensart ist festzuhalten: wenn zwei im gleichen Boot sind, sind sie noch lange nicht auch in derselben Situation. Doch ist mit dieser Feststellung die Aussage des Epigramms nicht voll erfaßt. Die Charakterisierung der Passagiere als *Maler und Dichter* erlaubt eine weitergehende Interpretation. In Verbindung mit der Metaphernkritik thematisiert Astel das Verhältnis zwischen den Künstlern oder Intellektuellen und den Arbeitern; selbstkritisch zeigt er die Intellektuellen als Nutznießer fremder Arbeit, die für die Situation anderer sozialer Schichten im Grunde kein Verständnis aufbringen, sondern allenfalls zu intellektuellen Spielereien (*witzeln*) fähig sind. Die metaphorische Standortbestimmung ‚im selben Boot‘ offenbart sich so als Euphemismus, der auch über soziale Differenzen hinwegtäuscht⁵¹.

Trotz der verschiedenen Funktionen lassen sich alle analysierten Variationen über das metaphorische Argument ‚im selben Boot‘ auf den Grundgedanken einer gewissen „System-Solidarität“⁵² zurückzuführen. ‚Im selben Boot‘ sitzen alle, die ein gemeinsames Ziel verfolgen; sie werden als Interessengemeinschaft schon aufgrund dieser gemeinsamen Zielsetzung solidarisch handeln. ‚Im selben Boot‘ sitzen auch alle jene, denen dieselbe Gefahr droht und die daher innerhalb derselben Notgemeinschaft aufeinander angewiesen sind; mögen sie auch unter-

⁵¹ Während Astel die Frage nach einer möglichen Täuschungsabsicht bei der Verwendung der Redensart außer acht läßt und sich mit der Feststellung der Diskrepanz zwischen Sprache und Realität zu begnügen scheint, betont der Kabarettist Helmut Ruge gerade die mit diesem Bildgebrauch verbundene Verschleierungsabsicht: *Diejenigen, die immer davon reden, daß wir doch alle in einem Boot sitzen, sind meist diejenigen, die sich rudern lassen* (zitiert nach Stern 36, 1983, Heft 7, S. 10).

⁵² Terminus nach Link, (wie Anm. 39), S. 199.

schiedliche Privatinteressen vertreten, so sind sie doch aufgrund der Interdependenz nicht imstande – so will es uns das Bild glauben machen –, das eigene Wohl ohne Rücksicht auf die anderen durchzusetzen. Insofern sind auch die Mitglieder einer Notgemeinschaft – mag es auch eine Gemeinschaft wider Willen sein – zum solidarischen Handeln verpflichtet⁵³.

Die Vorstellung von einer System-Solidarität kommt nicht immer voll zur Geltung. Sofern das Bild von der im selben Boot sitzenden Gemeinschaft als echtes Argument, als Beweis, benutzt wird, ist der Hinweis auf die Solidarität wohl der maßgebliche Vergleichspunkt. Dagegen ist dieser Aspekt oft nur zweitrangig, wenn die Bootsmetapher vor allem die Interdependenz oder Situationsgleichheit in einer Notgemeinschaft oder eine dasselbe Ziel verfolgende Interessengemeinschaft veranschaulicht. Ist über die bloße Veranschaulichung hinaus das Bild auch als verdeckter Appell intendiert und wird es somit als rhetorisches Mittel der Disziplinierung, der Vereinnahmung oder auch der Beschwichtigung⁵⁴ eingesetzt, so ist die Forderung

⁵³ Aus dieser Sicht wäre wohl auch die Lagebeurteilung des sowjetischen Außenministers Gromyko zu verstehen: *Im nuklearen Zeitalter sitzen die Bundesrepublik und die Sowjetunion, bildlich gesagt, in einem Boot* (Die Zeit vom 21. 1. 1983, S. 2). Damit verdeutlicht Gromyko nicht nur, daß beiden Ländern dieselbe Gefahr droht, sondern verweist auch auf die Unerläßlichkeit kooperativer Verhandlungsbereitschaft. Wichtiger sind jedoch die im Bild ausgeblendeten Aspekte: unbeantwortet bleibt die Frage, ob es nicht doch erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Ländern gibt (etwa hinsichtlich des nuklearen Potentials) und ob denn nicht auch die USA mit im selben Boot sitzen. Ohne eine Analyse des Kontextes ist es jedoch nicht möglich, Gromykos manipulativen Bildgebrauch anzulasten.

⁵⁴ Als Beschwichtigungsversuch ist etwa die Verwendung der Schiffsmetaphorik in einer Rede des Bundestagsabgeordneten Kirst während der Haushaltsdebatte im März 1975 zu verstehen. Um *einen gewissen Beitrag zu einem versöhnlichen Abschluß* zu leisten, beendet Kirst seinen Beitrag mit dem Bild vom Staatsschiff, in dem die Oppositionellen zunächst nur als *unruhige Passagiere* und als diejenigen erscheinen, *die die Reederei vor fünf Jahren zur Erlernung moderner Navigationstechniken in den einstweiligen Ruhestand geschickt hat* (Deutscher Bundestag, 7. Wahlperiode, Stenographische Berichte, S. 11260 B). Als versöhnliche Geste ist die Prophezeiung gedacht: *Eines Tages werden sie auch wieder auf der Kommandobrücke stehen; das gehört zu den Gesetzen der Demokratie. Aber das dauert noch*. Die Opposition geht auf dieses Versöhnungsangebot jedoch nicht ein; das Protokoll verzeichnet den Zwischenruf: *Wir sitzen nicht in Ihrem Boot, Herr Kirst! Der Vergleich hinkt sehr!* Diese Zurückweisung der traditionellen metaphorischen Standortbestimmung versucht Kirst als unberechtigt darzustellen, indem er das Bild auf der Bedeutungsebene im Sinne der Vereinnahmungstaktik präzisiert: *ich spreche hier nicht von dem Schiff der Regierung und Koalition, ich spreche von dem Schiff unseres Landes, und dazu gehören Sie doch*. Daß der Beschwich-

nach Solidarität das eigentliche Ziel der kommunikativen Intention; dies gilt erst recht für den mit dem Bild verbundenen offen formulierten Appell. Sofern dabei die Interdependenz zwischen den verschiedenen Gruppen nicht auch auf der Ebene eigentlichen Sprechens glaubhaft gemacht wird, liegt der Verdacht nahe, daß die Bootsmetapher die Erkenntnis des realen Sachverhalts eher verdecken als erleichtern soll. Die nicht näher begründete Behauptung, ‚wir sitzen alle im selben Boot‘, soll der Beweisführung dienen, ist aber als ein Mittel manipulativen Sprachgebrauchs letztlich nur ein Pseudoargument. Die Kritik an der Bootsmetapher versucht, deren Gültigkeit in Frage zu stellen und den damit verbundenen Solidarisierungsappell zu entkräften, indem sie darauf verweist, daß die Unterschiede zwischen den im selben Boot Sitzenden gewichtiger sind als die den Appell begründende Gemeinsamkeit.

Die Analyse der verschiedenen Variationen über das metaphorische Argument – oder allgemeiner: über die metaphorische Standortbestimmung – ‚im selben Boot‘ läßt die methodischen Probleme einer historischen Metaphorologie erkennen. Eine Metaphernforschung, die als philologische Teildisziplin das Verständnis metaphorischer Äußerungen erhellen soll, hat die engere Textumgebung der Metapher ebenso zu berücksichtigen wie die historische und kommunikative Situation. Die Frage nach dem Adressaten und der möglichen Wirkung ist von gleicher Relevanz wie die Frage nach dem Sprecher und dessen Intention, mit der er die Metapher verwendet; erst die Berücksichtigung beider Aspekte gibt hinreichend Aufschluß über die Funktion der Metapher und ermöglicht ihr volles Verständnis. Diese synchronen Fragestellungen hat die historische Metaphorologie mit einem diachronen Ansatz zu verbinden, indem sie unter Mißachtung der Grenzen zwischen den verschiedenen Epochen, Gattungen und Nationalliteraturen ähnliche Belege beizubringen versucht. Der Nachweis von Entsprechungen ist jedoch kein Selbstzweck. Die massenhafte Repräsentanz der

tigungsversuch letztlich mißlingt und nur bei den Abgeordneten der Regierungskoalition Beifall auslöst, ist zum einen durch die Verhärtung der politischen Fronten, zum andern durch die dem Bild inhärente Eigendynamik bedingt, die dazu führt, daß Zwischenrufer aus beiden Lagern das Bild um verschiedene Züge bereichern; diese Ergänzungen konterkarieren die kommunikative Intention des Redners.

Belege ist noch kein Qualitätskriterium, auch wenn sie, was durchaus willkommen ist, das Nachzeichnen metaphorischer Traditionsstränge erleichtern und mitunter auch die These vom abendländischen Kulturkreis als einer Bildfeldgemeinschaft⁵⁵ erhärten kann. Wichtiger ist der von der Berücksichtigung des diachronen Aspektes zu erwartende interpretatorische Gewinn. Die Einreihung der Einzelbelege in eine Kette von Entsprechungen bietet eine Folie, die den Stellenwert der einzelnen Metapher besser erkennen läßt und ihre Interpretation unter synchronem Aspekt erleichtert, denn die zur Reihe vereinten Einzelbelege geben sich wechselseitig einen sinnerschließenden Kontext.

Metaphern deuten und interpretieren die Wirklichkeit, sie enthalten Urteile und evozieren positive oder negative Konnotationen, sie lassen sich als Argument und als Mittel sprachlicher Verschleierung verwenden und können so das Denken erleichtern wie auch erschweren. Eine historische Metaphorologie, die bei der Analyse ihres Untersuchungsmaterials diese verschiedenen Funktionen aufzudecken hat, kann nicht darauf ausgerichtet sein, nur Ausdruckskonstanten bildlichen Sprechens vorzuführen und ihnen aufgrund ihres manchmal ehrwürdigen Alters auch noch in Gattungen wie der politischen Karikatur respektvolle Aufmerksamkeit zu sichern. Statt dessen muß sie sich ihrer eminent pädagogischen Aufgabe bewußt sein und, ohne einem blinden Ikonoklasmus zu huldigen, zur kritischen Haltung gegenüber der suggestiven Kraft sprachlicher Bilder erziehen. Aufgrund ihrer weitreichenden Konsequenzen und ihres universalen Geltungsanspruchs sind dabei vor allem die metaphorischen Wendungen zu beachten, mit denen wir, die wir doch alle ‚im selben Boot‘ sitzen, uns über unsere sozialen Beziehungen verständigen und die unser politisches Handeln, unser Verhalten als ζῶον πολιτικόν, maßgeblich beeinflussen können.

⁵⁵ Dazu H. Weinrich, Münze und Wort. Untersuchungen an einem Bildfeld (ders., Sprache in Texten, Stuttgart 1976, S. 276–290), S. 287.